Bezugs-Preis
in der Hauptexpedition oder den im Stadtbezirk und den Vororten errichteten Ausgabestellen abgeholt: vierteljährlich ℳ 4.50, bei zweimaliger täglicher Zustellung ins Haus ℳ 5.50. Durch die Post bezogen für Deutschland und Oesterreich: vierteljährlich ℳ 6.—. Directe tägliche Kreuzbandsendung ins Ausland: monatlich ℳ 7.50.

Die Morgen-Ausgabe erscheint um ½7 Uhr, die Abend-Ausgabe Wochentags um 5 Uhr.

Redaction und Expedition:
Johannesgasse 8.
Die Expedition ist Wochentags ununterbrochen geöffnet von früh 8 bis Abends 7 Uhr.

Filialen:
Otto Klemm's Sortim. (Alfred Hahn), Universitätsstraße 3 (Paulinum),
Louis Lösche, Katharinenstr. 14, part. und Königsplatz 7.

Morgen-Ausgabe.

Leipziger Tageblatt und Anzeiger.

Amtsblatt des Königlichen Land- und Amtsgerichtes Leipzig, des Rathes und Polizei-Amtes der Stadt Leipzig.

Anzeigen-Preis
die 6gespaltene Petitzeile 20 Pfg.
Reclamen unter dem Redactionsstrich (4gespalten) 50 ₰, vor den Familiennachrichten (6gespalten) 40 ₰.
Größere Schriften laut unserem Preisverzeichniß. Tabellarischer und Ziffernsatz nach höherem Tarif.

Extra-Beilagen (gefalzt), nur mit der Morgen-Ausgabe, ohne Postbeförderung ℳ 60.—, mit Postbeförderung ℳ 70.—.

Annahmeschluß für Anzeigen:
Abend-Ausgabe: Vormittags 10 Uhr.
Morgen-Ausgabe: Nachmittags 4 Uhr.
Bei den Filialen und Annahmestellen je eine halbe Stunde früher.
Anzeigen sind stets an die Expedition zu richten.

Druck und Verlag von E. Polz in Leipzig.

№ 215. **Donnerstag** den 29. April 1897. **91. Jahrgang.**

Die Berliner Frühjahrsversammlungen zur Fürsorge für Wanderer und Arbeitslose.

th. „Home, sweet home!" „Heimath, süße Heimath", so beginnt ein Lieblingslied der Engländer. „Das schlimmste von Allem ist heimathlos zu sein", sagte der griechische Dichter Euripides — und doch entbehren viele Tausende die Heimath, so in Deutschland wie in anderen Ländern. Wanderbettelei und Vagabundenthum sind zur Landplage geworden, die selbst durch strenge Gesetze nicht beseitigt werden kann. Die Bekämpfung dieses Uebels hat in Deutschland eine freiwillige Organisation, die evangelische innere Mission, übernommen. Alljährlich treten in Berlin ihre Vertreter sowie andere Interessenten zu drei großen Hauptversammlungen zusammen. Es gilt, in christlicher Nächstenliebe neue Gelegenheiten, den Heimathslosen eine ihnen im körperlichen und sittlichen Sinne dienende Unterkunft zu verschaffen, zu besprechen und das Geschaffene weiter auszubauen.

In diesem Jahre wurden die Tage vom 16. bis 18. März dazu gewählt. Am ersten Tage versammelte sich der „Deutsche Herbergsverein" unter Vorsitz des Pastors von Bodelschwingh. Den Geschäftsbericht erstattete Pastor Mörchen-Bielefeld. Danach giebt es zur Zeit mehr als 500 „Herbergen zur Heimath" im evangelischen Deutschland, die täglich ca. 18 000 Personen aufnehmen können, ein großer Fortschritt seit dem Jahre 1854, wo Professor Perthes in Bonn eine „Reformherberge" als Musterstätte errichtete. Gegen das Vorjahr fand ein Zuwachs von 26 neuen Herbergen mit 2000 Betten statt. Diese Herbergen sind begründet, um den besseren Elementen unter den Wanderern zu dienen. Leider sinkt nach der Versicherung der Herbergsväter auch in diesen Kreisen der Ton fortwährend, was auf ernste Schäden des gesammten Volkslebens hindeutet. Insgesammt nächtigten im Berichtsjahre 1896 in diesen „Herbergen zur Heimath" dreiundeinhalb Millionen Reisende. Indessen ist es doch eine bezeichnende Thatsache für die Stellungnahme der deutschen Wanderbevölkerung zu diesen im christlichen Sinne geleiteten Herbergen, daß die Benutzung derselben durch Selbstzahler stieg. Diesem Berichte folgten Referate über die Mäßigkeitssache und das Sparen. Branntwein wird in den „Herbergen zur Heimath" nicht verschänkt. Man verhandelt aber sogar schon über die Frage, wie man den Bierverbrauch durch Güte und Billigkeit der Ersatzgetränke möglichst vermindern könne. Ferner war das Verhalten gegenüber Trunkenen, die Aufnahme fordern, Gegenstand der Berathung. Der Geschäftsführer des „Deutschen Vereins gegen den Mißbrauch geistiger Getränke", Dr. Bode-Hildesheim, empfahl, in den Herbergen Discussionsabende über die Mäßigkeitssache einzurichten und in ihnen Mäßigkeitsschriften auszulegen, ferner die Bevorzugung der leichten Biere und Einführung alkoholfreier Getränke. Das Beste freilich sei Obst und Milch. In den Verhandlungen tauchte der Gedanke auf, bei den Verwaltungsbehörden zu wirken, daß in Zukunft die Erlaubniß zum Betriebe eines Fremdenverkehrs an die Ausschließung von Branntwein geknüpft werde. Pastor Kruse-Lintorf theilte mit, daß die Zahl der Trunkenen in einer Kölner Herberge fast ganz verschwunden sei, als man durch Einführung einer sofort beim Eintritt zu lösenden Schlafmarke die sogenannten Nachtbummler ausschloß. Es wurde sodann eine Commission gewählt, um einem Plane von Ostermeyer-Bielefeld, Spareinrichtungen in allen Herbergen betreffend, näher zu treten.

Am 17. März tagte der „Gesammtverband Deutscher Verpflegungsstationen", wobei die Vertreter der verschiedenen Provinzen in den üblichen Fünfminutenberichten über die Vorgänge im vergangenen Jahre referirten. Erfreulich war es, daß nach den Berichten der Vorsteher in allen Verpflegungsstationen des deutschen Reiches im vergangenen Jahre geringer war als sonst, weil es weniger Arbeitslose gab. Alle Stationen wurden durch freiwillige Beihilfen erhalten. Aber die wachsenden Kosten erfordern dringend eine gesetzliche Regelung. In der Verhandlung legte v. Massow-Potsdam den Entwurf eines Reichsgesetzes vor. v. Bodelschwingh wünschte dagegen, daß man in einer kurzen Eingabe, sei es an das Reich oder an Preußen, lediglich die Grundzüge der gewünschten Neuordnung darlege. Abgeordneter von Pappenheim bedauerte es, daß es im November 1895 im preußischen Landtage der Sache sehr geschadet habe, daß es Stationen gab, die nicht genügend geordnet und eher schädlich als nützlich gewesen wären. Abgeordneter Stoffardt hielt den Weg der landesgesetzlichen Regelung für den aussichtsvollsten. In dieser Beziehung wurde der Vorstand des Gesammtvorstandes ersucht, noch einmal in dieser Sache die einzelnen Bundesregierungen anzugehen. v. Bodelschwingh wies auf die Nothwendigkeit hin, für die Zeiten gewerblichen Niederganges mehr Arbeitercolonien oder freie Beschäftigungsanstalten zu beschaffen, als zur Zeit bestehen. Der Finanzminister scheine willig zu sein, dafür 500 000 ℳ zur Verfügung zu stellen. Aus den Berichten sei noch erwähnt, daß der westfälische Landtag die Einrichtung einer Moorcultur, ähnlich wie sie in Schleswig-Holstein besteht, in Aussicht genommen hat. Die planmäßige Ordnung des Arbeitsnachweises wurde sehr nachdrücklich von der Versammlung gewünscht, dazu Besserungen der Wanderordnung und der Legitimation bei den Arbeitsstätten. Beklagt wurde es, daß in Deutschland, wo zuerst der Gedanke der Wandererarbeitsstätten verwirklicht worden ist, heute noch vergeblich auf ihre staatliche Durchführung gewartet wird, während Ober- und Niederösterreich, Schweiz und Vorarlberg und nun auch Tirol, die sie erst von uns gelernt haben, sie bereits besitzen oder doch in Aussicht haben.

Am 18. März fand die jährliche Sitzung des Centralvorstandes deutscher Arbeitercolonien statt. Der Vorstandsbericht bildete ein ganzes Buch. Hauptgegenstand der Berathungen war, daß nach Lage der gegenwärtigen Gesetzgebung die Pfleglinge des Landarmenverbandes, sobald sie alt, krank, gebrechlich und keineswegs mehr wanderfähig sind, nur dann in die Landarmenanstalten gebracht werden können, wenn sie selbst wollen. Sie aber ziehen oft das Betteln vor. Ebenso drängen sie sich oft an die Arbeitercolonien heran und fordern Aufnahme, obwohl diese nur dem Arbeitsfähigen dienen sollen. Man beschloß in Bezug darauf auf Anregung des Pastors Hochhauer, Leute in die Arbeitercolonien nicht aufzunehmen, die selbstwillig aus den Landarmenanstalten weggehen, und auf Anregung des Pastors Cremer, Alte und Gebrechliche, die sich in den Arbeitercolonien melden, den Armenverbänden zuzuführen. Es folgte darauf eine lange Debatte über die zum wiederholten Male von Pastor v. Bodelschwingh angeregte Revision der Grundsätze für die Wiederaufnahme in die Colonie. Empfohlen wurde genaue Prüfung und sorgsam individualisirende Behandlung. Die 28 deutschen Arbeitercolonien sind — mit Ausnahmen von dreien — ländliche Colonien, sie bewirthschaften zur Zeit 3794 Hektar, von denen 1800 Ackerland und 700 Forst, 500 Wiesen und 500 Oedland sind, und haben einen Viehstand von 1100 Rindern, 650 Schafen und Ziegen, 1300 Schweinen und rund 160 Pferden. Sie beherbergen und beschäftigen zur Zeit täglich 3—4000 Menschen mit einem Aufwande von durchschnittlich etwa 80 ₰ pro Kopf und Tag, eine gewaltige Leistung, wie überhaupt die gesammte Wanderfürsorge ein schönes Werk von deutscher gemeinnütziger Behandlung darstellt.

Deutsches Reich.

Ω **Berlin**, 28. April. Der in Erwägung gezogene Plan der Nationalliberalen und des Bundes der Landwirthe in Hannover, zu einer Verständigung über die nächsten Reichstagswahlen zu gelangen, giebt den Extremen von rechts und links noch immer zu allerhand guten Rathschlägen und Drohungen Anlaß. Da es sich nur um die — noch dazu in weiter Ferne stehenden — Angelegenheiten einer einzigen Provinz handelt, hätten wir durchaus keinen Grund, uns mit den freundlichen Ergießungen der Gegner zu befassen, wenn nicht zwei Momente von allgemeinem Interesse in der Erörterung hervorträten. Die „Kreuz-Ztg." sucht die hannoverischen Verhandlungen durch Erregung von Mißtrauen und Empfehlung unerfüllbarer Forderungen — imperativer Mandate — zu stören. Da das Blatt weiß, daß es sich in Hannover um die Bekämpfung von Welfen und um nichts weiter handelt, so verräth sein Treiben, daß es der antipreußischen, aber conservativen Partei vor den Nationalliberalen den Vorzug giebt. Das ist nun bei der „Kreuzzeitung" nichts Neues. Man darf aber bezweifeln, daß sie sich in diesem Falle in Uebereinstimmung mit der conservativen Parteileitung in Preußen befinde. Es kann ja sein, daß auch diese an den Welfen als einer Adelspartei mehr Gefallen findet als an dem nationalen Liberalismus; aber wie die Dinge in Hannover liegen, ist es recht gut möglich, daß conservative Bestreben gegen die Nationalliberalen sich keineswegs als Liebesdienste für die Welfen, sondern als solche für die vom Freisinn unterstützte Socialdemokratie herausstellen. Ein Bedürfniß nach Vermehrung der socialdemokratischen Mandate setzen wir aber bis auf Weiteres bei den preußischen Conservativen nicht voraus. Die von links besorgen die Geschäfte der Welfen und Socialdemokraten, indem sie Verwirrung in die nationalliberalen Reihen zu bringen suchen. Ein hannoverisches Antisemitenblatt hat gesagt: „Agrarisch und antisemitisch sind Begriffe, die sich zum Theil decken." Darauf nun großer Lärm in der Berliner Freisinnspresse. „Die Mitglieder des Bundes der Landwirthe in Hannover sind natürlich agrarisch, ist gleich antisemitisch, die Nationalliberalen wollen mit ihnen paciren, folglich sind die Nationalliberalen Gesinnungsgenossen der Bindewald, Jokraut und Liebermann von Sonnenberg." So folgern „Voss. Ztg.", „Berl. Tageblatt" und Geschwister. Wir sehen daraus, daß die Charakterisirung einer Partei oder einer Vereinigung durch Dritte bisher noch nicht zur amtlichen Inventarisirung benutzt worden ist. Es ist notorisch, daß die hannoverischen Bundesmitglieder, die ja zumeist nationalliberal sind, von den Antisemiten nichts wissen wollen. Wäre dem aber anders, so hätten die freisinnigen Blätter durchweg kein Recht, zu schreiben: „Die nationalliberale Partei steht am Scheideweg; geht auch nur die Provinzialleitung in Hannover ein Kartell mit dem Bund der Landwirthe ein, so werden diejenigen Nationalliberalen wissen, was sie zu thun haben, die bisher noch die Gleichberechtigung aller Bürger ohne Rücksicht auf Confession oder Abstammung als eins der unveräußerlichen Grundrechte der deutschen Nation angesehen haben." Gut gebrüllt. Aber was sollten „diejenigen" Nationalliberalen thun, wenn nationalliberal und antisemitisch in Hannover wirklich identisch wären? Die Freisinnigen meinen natürlich, sie sollten sich in den Schooß ihrer Partei aufnehmen lassen. Das verbietet sich aber gerade durch die Werthschätzung jenes „Grundrechts". Denn was den hannoverischen Nationalliberalen jetzt fälschlich als Absicht untergeschoben wird, das haben die Freisinnigen und Demokraten gethan. In Baden und Hessen haben sich wiederholt Freisinnige mit Antisemiten verbunden und zwar nicht zur Wahl von Candidaten, bei denen man, um sie zu Antisemiten zu stempeln, die Formel „agrarisch gleich antisemitisch" erfinden mußte, sondern von erklärten Nur-Antisemiten. Freisinnige Volkspartei und Freisinnige Vereinigung haben einander dabei nichts vorzuwerfen, der Reichstagswahlkreis Waldeck ist von einem Nationalliberalen an einen Antisemiten gefallen infolge der Unterstützung, die der principielle Gegner der Gleichberechtigung der Juden dem Herrn Dr. Schücking, einem Parteigenossen und Schwager des Herrn Heinrich Rickert, zu verdanken hatte. Der Freisinn hat also schon „am Scheideweg" gestanden und hat nicht den Dornenpfad der Respectirung der „Grundrechte", sondern den eingeschlagen, der zu den Zelten der Jokraut, Bindewald und Liebermann führt. Wenn also, was nicht der Fall ist, Nationalliberale um der bürgerlichen Gleichberechtigung der Juden willen zu wandern Ursache hätten, so dürften sie sich am allerwenigsten auf freisinnigen Lagerplätzen niederlassen.

* **Berlin**, 28. April. Die Preßfehde, die wegen Liebknecht's „Feuilletonsplätzchen" über die Arbeiterverhältnisse in Holland zwischen dem „Vorwärts" und der „Leipziger Volkszeitung" entbrannt ist, dauert fort. Sachlich bedeutungslos ist sie insofern nicht ohne Reiz, als die streitenden Parteien es an gegenseitiger Charakteristik nicht fehlen lassen. Man höre den „Vorwärts":

„Die „Leipziger Volkszeitung" erwidert auf unsere letzte Notiz gegen den Genossen Schoenlank: „Uns war von Liebknecht's Abwesenheit nichts bekannt. Von wem stammt denn aber die letzte Notiz im „Vorwärts", wonach Liebknecht auf den Bliegen'schen Artikel, der sich direct gegen Liebknecht richtete, bereit nöthig, in der holländischen Presse antworten werde? Im Uebrigen trifft auf jeden Fall unsere Kritik zu, da sich Liebknecht jeder sachlichen Auseinandersetzung entzogen hat. Mit den Redacteuren des „Vorwärts" aber zu debattiren, ist überflüssig."

Auf die Frage zu antworten, die in dem zweiten Satze dieser Erwiderung enthalten ist, das erübrigt sich, weil die Frage ganz und gar der journalistischen Sitte widerspricht. Wenn sich Liebknecht bisher nur auf eine humorvolle Auseinandersetzung mit Schoenlank einließ und sich, um ernsthaft zu discutiren, an den holländischen Genossen Bliegen wendet und die Frage, um die es sich dreht, vor den Holländern selbst zur Entscheidung bringt, so ist das einfach die gebührende Antwort auf die Art, wie Schoenlank die Sache behandelt hat. Was die gegen die Redacteure des „Vorwärts" gerichtete Bemerkung betrifft, so würde sie uns einigermaßen amüsiren, wenn sie nicht zugleich ein specifisches Symptom dafür wäre, daß die Selbstüberschätzung des leitenden Redacteurs der „Leipziger Volkszeitung" bedauerlicherweise noch im Zunehmen begriffen ist."

Hierauf entgegnet die „Leipz. Volksztg.":

„Die Redaction des Vorwärts mühte sich vergeblich, unsere Beurtheilung ihres Verhaltens durch allerlei läppische Redensarten abzuschwächen und den Sachverhalt zu verdrehen. Die Kampfesweise des „Vorwärts", der seinen Lesern die Thatsachen, um die es sich handelt, trampfhaft vorenthält und über Schoenlank's streng sachlichen Artikel: Ein holländisches Stillleben mit einem matten Spätchen hinwegtollgirt, ist unter jeder Kritik".

„Mich dünkt, in diesen Reden ist viel Grund" — sagt jemand in Shakespeare's „Julius Caesar".

* **Berlin**, 28. April. „Ein undiplomatischer Neujahrsempfang" betitelte sich ein mit „Tat-Twam" unterzeichneter Artikel in Nr. 118 der Wochenschrift „Die Kritik". Nach Ansicht der Anklagebehörde enthält der Artikel Majestätsbeleidigungen, und so hatten sich gestern der Herausgeber der „Kritik", Dr. Richard Wrede, und der Verfasser des Artikels, Privatgelehrter Kurt Eysner aus Marburg, wegen Majestätsbeleidigung vor der 11. Strafkammer des Landgerichts I zu verantworten. Staatsanwalt Dr. Eger erklärte auf Befragen des Vorsitzenden Landgerichtsrathes Boisin, daß er kein Interesse an dem Ausschluß der Oeffentlichkeit während der Verhandlung habe, die Rechtsanwälte Dr. Streng und Henke beantragten, die Oeffentlichkeit nicht auszuschließen, der Gerichtshof entschied sich aber im entgegengesetzten Sinne, weil er aus der öffentlichen Verhandlung eine Gefährdung der öffentlichen Ordnung befürchtete. Der unter Anklage gestellte Artikel beginnt mit folgender Einleitung:

„Als der Director des Wolff'schen Telegraphenbureaus die Manuskripte verlas, die über die Neujahrsempfänge der Diplomatie berichteten — der „Satz" bleibt der Ersparniß halber von Jahr zu Jahr stehen — fand er unter ihnen eins, das sein Erstaunen und Entsetzen erregte. Alsobald ließ er sich den Hofberichterstatter de Grahl kommen und herrschte ihn an, ob er sich etwa wieder verhört habe. Herr de Grahl sah sich das Ding an, erstaunte und entsetzte sich wie sein Chef, betheuerte aber seine Unschuld; er habe jetzt zum ersten Male das unheimliche Schriftstück. Der Director stürzte darauf zum Telephon, ließ sich mit dem Auswärtigen Amt verbinden und fragte an, ob die Neujahrsbotschaft authentisch sei und ob sie, wenn sie es wäre, der Oeffentlichkeit übermittelt werden solle. Was das Auswärtige Amt erwidert hat, ist nicht bekannt geworden. Thatsache ist, daß jener Bericht nicht veröffentlicht wurde. Dagegen fischte ihn ein Angestellter des Bureaus aus dem Papierkorb auf."

In dem Artikel hält ein Herrscher eine Rede an die „edlen und weisen Herren", in welcher er die hervorragendsten Ereignisse des letzten Jahres streift und die Bilanz daraus zieht, die ziemlich kläglich ausfällt. Die Anklage behauptet, daß mit der Figur dieses Herrschers unser Kaiser gemeint sei, dessen Ansehen durch einige Stellen des Artikels herabgesetzt werde. Der Angeklagte Eysner dagegen bestritt, dem deutschen Kaiser gemeint zu haben. Der von ihm vorgeführte Redner auf dem Thron sei eine Idealfigur, das romantische Land, in welches er zu Neujahr einen Ritt gemacht, sei nicht das Berlin und Potsdam der Gegenwart,

Feuilleton.

Von der türkischen Armee.

Von C. Frhrn. v. der Goltz.

Wenn man türkische Truppen nur flüchtig kennen lernt, wird man sie schwerlich richtig beurtheilen. Je nach dem Standpuncte des Beobachters müssen die Meinungen naturgemäß auseinandergehen. Wer in Stambul der Selamlikceremonie beiwohnt und die wohlgekleideten Bataillone und gut berittenen Schwadronen bei dem Großherrn vorüberziehen sieht, ist günstig überrascht. Wer irgendwo in der Provinz ein Wachtcommando in zerlumpten, kaum noch kenntlichen Uniformen mit rostigen Gewehren und mangelhafter Ausrüstung antrifft, der wird glauben, die türkische Armee unter alle europäischen stellen zu müssen.

Wir sind gewöhnt, den inneren Werth einer Truppe nach ihrem Aussehen und Auftreten zu beurtheilen, und wir haben in Bezug auf unsere eigenen Verhältnisse damit meistentheils Recht.

Ganz anders im Orient! Die systematische zielbewußte Erziehung der Mannschaft durch ihre Vorgesetzten ist dort ein unbekanntes Ding. Die äußere Erscheinung erlaubt daher auch gar keine Rückschlüsse. Man erfährt durch das vortheilhafte Aussehen einer Truppe nur, daß sie irgend einen höheren Vorgesetzten besitzt, der sich dafür interessirt, oder daß sie sonst irgendwie begünstigt wird. Es würde sehr gewagt sein, ohne Weiteres vorauszusetzen, daß sie auch besonders tüchtig sein müsse. Ein redlicher und geschickter Vali hat vielleicht gerade in der einen Provinz der Militärverwaltung die ihr bestimmten Geldmittel regelmäßig zufließen lassen; in der anderen leidet diese Noth, und der Unterschied in der äußeren Erscheinung rührt daher, nicht von der Sorgsamkeit oder Vernachlässigung im Commando selbst.

Die stattlichen Garden in Konstantinopel, welche den Yildiziosk umlagernd, ihren Großherrn zu schützen haben, verdienen für jede ernste kriegerische Lage jedenfalls weniger Vertrauen als die ärmlich aussehenden Bataillone, die man außerhalb der Hauptstadt trifft. Etwas vom Geiste der Intrigue, der durch die Hallen des Palastes schreitet, hat sich auch bei ihnen eingefunden; die Autorität der Officiere ist gering, die Mannschaft verwöhnt und eigenwillig. Die minder Begünstigten in der Provinz haben dagegen oft in einem harten und entsagungsvollen Dasein festen Halt und Zusammenschluß gewonnen.

Auch wenn man sich geraume Zeit in das Wesen der türkischen Armee eingelebt hat, wird man immer noch Wandlungen im Urtheile durchzumachen haben. Als ich 1883 nach Konstantinopel kam, war ich zunächst erfreut, so viel Gutes zu finden. Die große Militairschule zumal, der anfangs meine Thätigkeit ausschließlich gehörte, machte in vieler Hinsicht einen sehr vortheilhaften Eindruck. Doch schon in der Hauptstadt begegneten mir schroffe Gegensätze. Die Truppen, welche nicht in der Nähe des Palais kasernirt waren und mit diesen nicht in Berührung kamen, zeigten vielfach das Bild arger Verwahrlosung. Wie ich sodann noch inne wurde, daß von der Truppe, außer dem kleinen inneren Dienst, dem elementaren, mechanisch betriebenen Exercieren nichts Ernsthaftes, namentlich nichts für ihre Kriegsausbildung gethan wurde, daß sie weder schoß noch Felddienst übte, noch in größeren Verbänden manövrirte, da war ich nahe daran, alle Hoffnung sinken zu lassen. Ich sah mit dem preußischen Auge nur unvollkommene Cadres für eine Armee, aber keine Armee selbst. Wie, so dachte ich, soll es möglich werden, im Falle eines plötzlich ausbrechenden Krieges das Heer auf den Kriegsfuß überzuführen und an die Grenzen zu bringen. Vielfach hörte ich behaupten, daß Reserven (Ichtiat) und Landwehr (Redif) dem Aufruf zur Fahne gar nicht folgen würden. Dann kamen die bulgarischen Wirren von 1885 und 1886, von denen das Reich fast vollkommen überrascht wurde. Nachdem die ersten Schwankungen vorüber und die Entschlüsse zur Aufstellung einer Armee gefaßt waren, erstand diese gleichsam aus dem Boden. In einer Zeit, welche man in Anbetracht der allgemeinen Verhältnisse als nicht allzu lange bezeichnen kann, wurden auf der Balkanhalbinsel 22 Felddivisionen mit einer Gesammtstärke von etwa 300 000 Mann versammelt. Sie waren freilich nicht sehr reichlich ausgestattet, aber doch mit allem Nöthigen — mit Munition sogar verschwenderisch — versehen. Ich hatte damals Gelegenheit, bei den Anordnungen mitzuarbeiten und die große Gewandtheit des Kriegsministeriums und aller höheren Militairbehörden zu bewundern, mit welcher sie sich in den unglaublich schwierigen Verhältnissen zurechtfanden und Berge von Hindernissen überwältigten. Das Ganze trug mehr den Charakter einer Rüstung an sich als den einer Mobilmachung, aber man muß gestehen, daß die Aufgabe so gut gelöst wurde, als es den Umständen nach möglich war. Im Vergleich zu früheren Zeiten waren mehrfach Fortschritte sichtbar, so in der Herstellung regelmäßiger großer Verbände. Numerisch war das Aufgebot zahlreicher als bei Beginn des Krieges von 1877/78.

Wie ich nun ferner nach langem Warten und Drängen im Jahre 1894 die Genehmigung erhielt, mit einer Abtheilung Generalstabsofficiere auf einige Zeit an die griechische Grenze zu gehen, und dort Gelegenheit hatte, die Truppen im Grenzdienste zu beobachten, gewann ich großes Vertrauen zu ihrer inneren Tüchtigkeit im Kriege. Der Dienst, den sie thaten, war schwer und gefahrvoll. In einsamen Blockhäusern, hoch im Gebirge, lagen die kleinen Abtheilungen Tag und Nacht auf der Hut gegen streifende Banden, welche gelegentlich versucht hatten, in türkisches Gebiet einzudringen. Oft — nicht nur im Winter, sondern noch spät in den Frühling hinein — wurden sie durch Schnee und Unwetter von jeder Verbindung abgeschnitten. Selbst die Verpflegung machte dann die äußersten Schwierigkeiten, und nur unter den schlimmsten Entbehrungen vermochten die braven Burschen auf ihren Posten auszuharren. Immer willig, alles Ungemach als etwas Unabänderliches, vom Geschick Verhängtes, ansehend, thaten sie ihre Pflicht. Alle Officiere waren des Lobes ihrer Leute voll, und leicht fühlte man bei Beiden das gegenseitige Vertrauen heraus. Dabei ging der Dienst still und geräuschlos seinen Weg, ohne viel Aufwand von lauten Commandos, von Rufen und Schelten. Mit der größten Freude erinnere ich mich der dort verlebten Tage und würde gern die Gegenwart mit diesen wetterharten tüchtigen Truppen in ihren rauhen Bergen theilen.

Von der außerordentlichen Marschfähigkeit der türkischen Infanterie konnte ich mich bald darnach auf dem Rückmarsche von Janina durch den südlichen Pindus deutlich überzeugen. Ich hatte eine meines Wissens bis dahin von keinem europäischen Forscher betretene Richtung über den Mischgel Dagh nördlich um den See von Janina herum durch die von Walachen bevölkerte Gebirgslandschaft von Zagora („Jenseits der Berge") gewählt. Sie führte durch ein herrlich wildes Gebiet. In dem Städtchen Tschepelova, wo ich das erste Nachtquartier nahm, traf ich eine kleine Infanterieabtheilung von 60 Mann an, die dort zur Räuberverfolgung aufgestellt war. Diese Bestimmung hat ihrem Führer, einem sechs Schuh hohen schlanken und sehr martialisch dreinschauenden Albanesen mit Hauptmannsrang, den merkwürdigen Titel takib memuru (der Verfolgungsbeamte) eingetragen. Mit seiner kleinen fliegenden Colonne wachte er über die Sicherheit des Ländchens, das noch wenig Jahre zuvor der Schauplatz wüster Greuelthaten griechischer Räuber-